

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: Friedrich Witthauer.

205

Freitag, den 14. October 1842.

Die Schicksalsstrümpfe.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Capitel.

Ich weiß mich nicht mehr genau des Zustandes zu entsinnen, in welchem ich damals nach Hause zurückkehrte, aber das weiß ich, daß ich jenes einzige Billet, welches ich von Emiliens Hand besaß, und eine ihrer Locken, die ich bisher auf der Brust getragen, lachend in die Flammen warf, und darauf ruhig, ja selbst lustig wurde. Seit jenem Abende konnte ich zu Allem lachen, und das hat mir später oft genügt. Die Ereignisse des kriegerischen Jahrhunderts verschlangen den Rest meines Vermögens — ich lachte dazu; drey sehr günstig eingeleitete Bewerbungen um ledige Pfarreyen scheiterten fast im Angesichte der Verwirklichung — ich lachte dazu; eine bedeutende Krankheit warf mich nieder, und verzehrte das Wenige, welches meine Verluste der neuesten Zeit noch übrig gelassen hatten — lachend zählte ich die paar Thaler, die noch in meiner Börse blieben, und fand, daß ich gerade noch reich genug sey, um etwa noch sechs Monate auszudauern, und daß mir, half Gott nicht bis dahin, weiter nichts übrig blieb, als der letzte Ausweg, die Bibel mit der Muskete zu vertauschen. Eine einzige heiße ägende Thräne fand noch den Weg zu meinen Augen, als ich erfuhr, daß der Schreiber jenes Schicksalsbillets, ein junger Wüstling aus altadeligem Hause, Emilien in Kummer und Schande verlassen, und der Schmerz darüber ihrer Mutter ein frühes Grab bereitet habe; doch auch diese Thräne versiegte, und mein Auge wurde wieder trocken, wie mein Herz.

Daß ich in dieser Stimmung zum Seelenhirten, zum gläubigen, glaubenheischenden Verkünder göttlicher Gnade, zum milden, freundlichen Tröster der Betrübten und Leidenden, nicht taugte, das fühlte ich deutlich; darum entsagte ich, wie einst mein Großoheim, der Anwartschaft auf Kanzel und Chorrock, und eilte, den eben zur guten Stunde erscheinenden Antrag eines bemittelten Kaufmannes anzunehmen, welcher für seinen vierzehnjährigen Sohn einen Hofmeister suchte.

Nach sechs Wochen schon verließ ich sein Haus wieder, denn, als einst die glücklichen Eltern meines Eleven, der von ihnen und sämtlichen Verwandten und Bekannten für ein Weltwunder gehalten wurde, zur Mittfeyer seines Trium-

phes einer unserer mathematischen Lehrstunden beywohnten, hatte ich das Unglück, in gelehrter Zerstreuung statt des bereitliegenden Schwammes den Strickstrumpf der Mama, der ihr im Staunen über des Söhnchens erhabene Anlagen entfunken war, zur Reinigung der Tafel zu verwenden, und dieß Verbrechen war zu schwer, als daß es durch etwas anderes, als augenblickliche Reue hätte gesühnt werden können.

Eine zweyte Stelle der Art, die ich bey dem Sohne eines geadelten Kornhändlers erhalten sollte, wurde mir gleich bey der Präsentation abgeschlagen, weil der Papa einem Menschen, welcher der immer mächtiger werdenden Mode zum Troß sich von der altfränkischen Chausüre nicht trennen mochte, unmöglich genug pli zutrauen konnte, um ein würdiger Gouverneur seines genialen Alexis zu werden. Nicht besser erging es mir bey der dritten, die ich bey dem einzigen Sproßling einer reichen, schon etwas bejahrten Witwe anzutreten im Begriffe stand; in meinen schon lange dienenden seidenen Strümpfen nemlich, den einzigen, die ich dermalen besaß, war beym Ankleiden ein unbemerkter, und folglich auch unverbesserter Defect entstanden, welcher dem schärfern Auge der Ordnungliebenden, der ich eben meine Antrittsvisite machte, nicht entging, und sie zu der Bemerkung leitete, ich scheine ein gelehrter Tafelhans zu seyn, der nicht viel auf Ordnung halte, und ein solcher taue nicht für ihren Sohn, welcher dereinst ein großes Vermögen werde zu verwalten haben, und darum vor Allem zur Wirthlichkeit und Genauigkeit angehalten werden müsse.

Dreizehntes Capitel.

Meine kleine Baarschaft war nun völlig zu Ende. Mit meinem letzten Thaler in der Tasche wanderte ich an einem freundlichen Sommertage auf ein nahe Dorf, um mich des schönen Nachmittags zu freuen, und in der beschwichtigenden Heiterkeit der ländlichen Natur das schwere Geschäft des Entschlusses abzuthun, der nun gefaßt werden mußte. Rasch schritt ich, der Stadt und ihrem herzbeengenden Treiben einmal entronnen, auf schattigen duffenden Pfaden vorwärts, und der lang entbehrte Genuß freyer reiner Luft und ländlich schöner Umgebung übte bald seinen wohlthätigen Zauber auf mein erstarrtes Herz. Ich wurde heiterer, als ich es seit lange gewesen war; die Hoffnungslosigkeit der Zukunft trat allmählig in den Hintergrund meiner Seele, und die possirlichen Schicanen des Geschickes riefen sogar ein Lächeln auf meinem Gesichte hervor; aber es war nicht mehr das grasse, todkalte Lächeln der Verzweiflung, sondern das heitere ruhige des besonnenen Muthes.

Während ich so mit wehmüthig heiterem Blicke den Himmel in meiner Brust beschaute, an dem nun freylich die Sonne des Glückes untergegangen war, wo aber doch dafür die freundlichen Sterne der Ergebung und des Gottvertrauens heraufgezogen waren, während dem war, von mir unbemerkt, auch über meinem Haupte ein tüchtiges Wetterchen in natura emporgestiegen, und der erwachende Donner, von den Bergen umher vervielfacht, weckte mich aus meinen tiefen Gedanken.

Es war Eile nöthig, um das Dorf zu gewinnen; ich machte mich daher auf die Beine, und erreichte die Schenke gerade, als die ersten schweren Tropfen auf deren nettes rothes Schindeldach niederprasselten. Das heranziehende Unwetter hatte bereits alle städtischen Besucher verjagt, und ich fand mich daher allein in der netten Wirthsstube. Aber ich blieb es nicht lange. Mitten im hef-

tigsten Gufregen nemlich Kroch ein langer fetsam gestalteter Wagen, mit zwey durren Pferdchen bespannt, vor den Thorweg; ich aber trat ans Fenster, um zu sehen, wer denn da angekommen sey.

Als Kind habe ich von der Arche Noahs, die eine kleine Welt umschloß, als Jüngling von dem trojanischen Pferde, in dessen Innerem zehntausend Griechen herbergten, mit billiger Verwunderung gehört und gelesen; aber wie es möglich war, die Anzahl Menschen, die jetzt nach und nach zu Tage kamen, alle in den Plachenwagen zu logiren, das würde noch heutzutage meine Fassungskraft übersteigen, wenn mir nicht dabey später meine eigene Erfahrung zu Hülfe gekommen wäre. Die Stube füllte sich nach und nach mit Ankömmlingen, es kamen deren von Minute zu Minute noch immer mehrere, und der Wagen war noch immer nicht leer. Endlich versetzte doch der Strom; das Heer der Gäste nahm Besitz von sämtlichen Tischen und Bänken, und so klein der Raum war, der sie vorhin beherbergen mußte, so klein schien ihnen jetzt die weite Stube zu werden. Wie Irwische, oder eigentlich wie Raketen, knatternd und prasselnd flogen sie umher, und während es draußen wie mit Rannen goß, schienen sie herinnen nicht übel Lust zu haben, einen Wettstreit zwischen Bacchus und Jupiter zu veranstalten, denn sie umgaben sich im Nu mit einem Quantum Flüssigkeiten aller Sorten, das wohl hingereicht hätte, den draußen niederrauschenden Plahregen im Duodezformat nachzubilden.

Es waren reisende Komödianten, wie ich bemerkte, eils an der Zahl; ein lustiges leichtes Völkchen, welches in den Tag hineinlebte, ohne sich viel um den morgenden zu kümmern, und nun, von dem Unwetter auf der Reise ereilt, sich anschickte, die eigentlich erst für den nächsten Marktstücken entworfene Ruhestation hier aufzuschlagen, und die in den letzten Tagen gesammelte Ernte schleunigst wieder in Aussaat zu verwandeln.

Welche Situation vermöchte nicht der Humor zu beleben, welcher stets im Gefolge solcher Leute sich befindet? Bald war ich, den die ungewohnte Scene schnell und wirksam ansprach, in ihr lustiges Treiben hineingezogen, und die Neuheit der Sache, unterstützt von einigen Gläsern Wein, die mir aufgenötigt wurden, verschwechte bald jede Zurückhaltung. Immer weniger und weniger fand ich an meinen neuen Bekannten anzusetzen, ungeachtet mir anfangs ihr Leichtsin und ihr frivolos Wesen denn doch ein wenig anstößig geschienen hatten; und zuletzt wurde ich, in Wein und Scherz aufthauend, gar zutraulich genug, ihnen einige Bruchstücke aus meiner Geschichte zum Besten zu geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

W i e n e r B i l d e r .

(S c h l u ß .)

Diese sündhafte Abgötterey dauerte aber nicht lange; mein Hausherr sorgte für meine baldige Bekehrung. Eben hatte ich den nächsten Vierteljahreszins abgeführt, als ich plötzlich vom Grundgericht einen „Zettel“ erhielt, des Inhalts, das mir das bisher innegehabte Quartier gekündigt, und selbes von mir mit Eintritt des nächstkommenden Quartals zu räumen sey, indem der Hauseigenthümer damit anderweitig verfügen wolle.

Ich war nicht wenig betreten über dieses höchst unerwartete Ereigniß; allein ich zweifelte keinen Augenblick, daß hier nur eine Irrung in Namen

und Wohnungsnummer obwalte; hatte ich doch meines Hausherrn Ehrenwort auf die Unantastbarkeit des restaurirten Quartiers. Eine gegen den Grundwächter hingeworfene Bemerkung dieser Art wurde durch ein ungläubiges und, wie mir schien, etwas hämisches Achselzucken erwiedert, und ich fing daher an, von einigen Bedenklichkeiten heimgesucht zu werden. Doch was qualte ich mich lange mit Zweifeln; ich pochte an der Thüre des Hausregenten an und verlangte ihn zu sprechen. „Er sey nicht zu Hause,“ lautete die Auskunft, welche ich auf meine wiederholten Sollicitationen erhielt; daher schrieb ich denn an ihn und — ward keiner Antwort gewürdigt. Ich schritt nun zu ernstern Maßregeln, erbat mir gerichtliche Abwehr dieser indiscreten Brandschätzung; allein da ich Narr genug gewesen war, mir nichts Schriftliches geben zu lassen, konnte auf meine Klage nicht reflectirt werden, obwohl der Beamte seine tiefe Entrüstung über die mir widerfahrene Nichtswürdigkeit bedauernd ausdrückte. Ich wagte noch einen Versuch, den pfundledernen Herrn Paphnuzius andern Sinnes zu machen; doch Alles war umsonst und es blieb bey der Kündigung.

Ich lochte Rache, lief in der ganzen Stadt umher, erzählte auf die derbste, wienerischste Weise mein Malheur und nagelte den Charakter meines Wehrwolfs recht eigentlich an den Pranger; leider aber war mir damit nicht geholfen; meine Auslagen waren gemacht, meine Börse leer und meine Wohnung so schön, so wunderschön, daß jeder Blick auf dieselbe und jeder Gedanke, sie verlassen zu müssen, mir wie ein zweyschneidiges Schwert durch die Seele fuhr. Wenn ich nur wenigstens Rache, vollgültige Rache hätte haben können!

Ein Paar Tage waren mir unter Groll und Bitterkeit vergangen; da trat eines Morgens ein fremder, schlichter Mann, bürgerlichen Aussehens, aber mit einem besonders ausgeprägten Gesichte von Pffiffigkeit und Schelmerey in mein Zimmer und fragte: ob er hier recht sey, Herrn So und so zu treffen.

„Ich bin, den Sie suchen,“ fuhr ich ihn an, irgend einen neuen Verdruß erwartend, „wer sind Sie?“

„Ich bin der Quartierverderber,“ antwortete mein Anonimus mit schlauem Schmunzeln. Erstaunt prallte ich zurück.

„Wer,“ fuhr ich fort, „wer sagen Sie, daß Sie seyen?“

„Nun, der Quartierverderber.“

„Und was ist das für eine — Charge oder Beschäftigung oder — wie Sie's sonst nennen wollen?“

„Das ist der Racheengel der Wohnparteyen, welche von ihren Hausherrn Unbilden zu erleiden haben, die Nemesis schmutziger Hauseigenthümer, die Behme für alle unbillige Hausherrn und Hausinspectoren — der Freund und Retter —“

Ich lag dem Manne schon am Halse.

„Rache versprechen Sie mir? Rache an Herrn Paphnuzius?“

„So vollkommen Sie sie nur wünschen können!“

„Sie haben unbeschränkte Vollmacht,“ jubelte ich, „und Ihr Lohn soll Königlich seyn, wenn Sie meine Erwartung nicht täuschen.“

„Hab' meine Tare — verlange nicht mehr!“

„Alles, was Sie wollen; nur Rache, Rache! Verfügen Sie getrost und Ehren Sie vor, was Sie nöthig haben — Alles soll nach Ihrem Wunsche gehen!“

„Brauche weiter nichts, als einen Tag, wo das Quartier geräumt ist. Belieben mir den Vorabend Ihres Auszuges zu bestimmen?“

„Wird das nicht zu spät werden?“

Der Mann lächelte verächtlich. „Zwey Stunden genügen dazu,“ beschloß er dann; wir nahmen Abrede, und er empfahl sich.

Ich sah den Rächer erst am Morgen des vorletzten Tages meines Aufenthaltes in Paphnuzius Hause wieder; er bat mich, ihm bey dem Wegräumen der Möbel von den Wänden zu helfen, und rieth mir, heute entweder gar nicht oder doch erst spät nach Hause zu kommen und mich im Dunkeln zu Bette zu legen, weil ich mich leicht — schrecken könnte. Ich wählte das Erstere, übergab meinem Helden den Schlüssel und gab für heute eine Gastrolle bey meinem Freunde, war aber so gespannt auf das Wunder des Quartierverderbers, daß ich nicht schlafen konnte. Mit Anbruch des Tages war ich schon unterwegs nach meiner Wohnung.

Welch ein Anblick erwartete mich da! ich kannte mein Paradies nicht mehr. Von den Wänden schien der Moder zu rauchen, die Malerey sah aus, als ob sie im Rauchfange gelocht worden wäre, die Anstreicherarbeit glich einem Ziegerfelle und das Ganze bildete den Anblick einer Bierpelunke, die von Tabakqualm und Rässe seit Jahren angefochten worden war; der Wütherich hatte an der ganzen Herrlichkeit in der That kein gutes Haar mehr gelassen. Mir blutete das Herz vor Jammer, aber es hüpfte mir zugleich vor Freude über die gelungene Rache. Der Quartierverderber war seines Namens durch und durch würdig.

„Herr,“ rief ich ihm entgegen, als er nach einer Weile, schlau lächelnd, eintrat, „wie zum Teufel haben Sie diese Verheerung in solcher Schnelligkeit zu Wege gebracht?“

Mein Held lachte, zog eine kleine Spritze hervor, deutete wohlgefällig darauf und schmunzelte: „Das da, ein Bißchen Kienruß und Essig sind meine Waffen. Zwey Gulden die Portion, wenn ich bitten darf.“

Ich zahlte mit Freuden und empfehle hiermit den „Quartierverderber“ männiglich als einen seiner Sache Gewachsenen. Er hat mich vollständig gerächt und das Entsetzen meines Hausherrn, als er einzog (denn er selbst hatte meine Wohnung für sich wohlfeil appretiren zu lassen gemeint) war mir voller Ersatz für meinen Arger. Wohl bekomme ihm die Lection! doch er ist ja todt und so möge sie Andern zu Ruß und Frommen dienen!

Ein Ausflug von Mainz nach Cöln. — Besuch des Domes. — Gepräge Cöln. — Die Rheinreise.

Mainz, Ende September 1842.

(S c h l u ß.)

Nach dieser Skizze über den Dom komme ich zu dem eigentlichen Reiseausflug. Die Reise von Mainz nach Cöln läßt sich gewissermaßen mit dem Bilde des menschlichen Lebens vergleichen. Von Mainz bis Coblenz ist die frühere und die reizere Jugend repräsentirt; die lachenden Dörfer, sonnigen Fluren und reizenden Hügel entsprechen der Lust und der Wonne der Kindheit; die kühnen Felsen unterhalb Bingen entsprechen den kühnen Ausichten, Hoffnungen und Strebungen des Jünglingsalters. Dann von Coblenz bis Bonn der Ernst des Mannes, strogende Saatzfelder, nichts Uppiges mehr, keine Reben, wenig Lust, um so mehr reelle Thätigkeit. Endlich von Bonn nach Cöln die Kühle und Einförmigkeit des Greisenalters; man wittert in der Natur schon das holländische Phlegma, der Rhein ist dort albern, die Gegend so leer, wie eine Krämerseele. Daraus erklärt sich auch das Verhalten der Reisenden gegen einander. Von Mainz nach Coblenz ist man auf dem Dampfboote nicht sehr aufgelegt, Bekanntschaften zu machen und Conversationen anzuknüpfen; man hat da zu viel zu sehen und zu empfinden; unterhalb Coblenz nähert man sich schon gegenseitig, und jenseits Bonn wird man vertraulich, rückt zusammen, erholt sich im Gespräche von der Langweile in der Natur. — Wir landeten in Cöln inmitten einer interessanten Unterhaltung. Cöln ist eine zwar nicht schöne, wohl aber mächtige und großartige Stadt, der man noch heute ihre einstige, dreyfache Bedeutung als Bundesgenossinn der deutschen Hanfa, als freye Reichsstadt und als Sitz eines geistigen Churfürsten ansieht. In den engsten und ödesten Straßen liegen Palläste, Kaufhäuser und Klöster neben armseligen Hütten; und so viel der alten, mächtigen Colonia durch die französischen Revolutionskriege an Reichthümern, Kunstschätzen und an geistlichen Pfründen und Geistlichkeit entzogen wurde, immerhin blieb sie doch eine reiche und gewaltige Stadt, die sich durch ihre außer-

ordentliche Gewerbsthätigkeit und ihren Weltverkehr wohl noch einmal zu einer der ersten Städte emporzuschwingen kann. Am auffallendsten ist dieser moderne Gewerbsglanz außerhalb der Stadt am Rheine wahrzunehmen, wo sich unaufhörlich ein Wald von Masten drängt, wo sich eine seltene Fülle von Waaren aus allen Zonen sammelt, wo sich unaufhaltsam die Lagerhäuser dehnen und wölben, und wo Cölns Geld-Machtthaber eine Rührigkeit entfalten, die an die Blüthenzeit Venedigs erinnert. Aber wie sich der Reichthum und der merkantile und Gewerbsgeist bey dem ersten Blick dem Fremden entgegenstellen, eben so drängen sich auch die Schätze der Kunst, die Cöln in seinen vielen prächtigen Kirchen und Privatsammlungen bewahrt. Der Dom mit seinen unschätzbaren Glasmalereyen bietet der Kunstsätze unendlich viele, eben so die Gereonskirche mit ihrer kühnen und gewaltigen Kuppel, die Peterskirche mit dem unvergleichlichen Rubens'schen Gemälde, des Märtyrertodes Petri, die Kirche des heil. Kunibert mit ihrem berühmten Altar, die wunderschöne Ursulakirche u. s. w. Das Wallraf'sche Museum nicht minder concentrirt eine höchst werthvolle Gemälde- und Antikensammlung, worin besonders die deutsche und niederländische Malerschule reich und würdig repräsentirt sind. Hierher gehört auch das als Kunstwerk unerreichte Panorama mit seinen überraschenden Perspectives. — So sehr Cöln die Physiognomie des Handels an sich trägt, und so sehr diese Stadt das Gepräge einer vergangenen Größe und eines vergangenen Ruhmes aufweist, so ist doch das Leben daselbst auch den feineren, edleren und moderneren Genüssen nicht fremd. Der Volksschlag ist kernig, ohne im Allgemeinen der modernen Bildung zu ermangeln; man nimmt viel Rührigkeit in Kunst und Literatur wahr, dabey ein aufgewecktes sociales Leben, und viel Prunk, Wohlleben und Üppigkeit in den Familien der Begüterten. Die Begeisterung für die ruhmvolle Vergangenheit der Stadt, das stolze Selbstgefühl, das den Bewohnern für ihre höchste Zierde, für ihren Dom innewohnt, kleidet sie sehr gut, und muß dieselben in den Augen des Fremden sehr hervorheben. Nur die Hefe des Volkes tritt uns von einer unfreundlichen, groben und ausgelassenen Seite entgegen, nur dort scheint der Sittlichkeitsgrad noch sehr tief zu stehen. Das Gasthofleben finde ich in Cöln sehr brillant, selbst üppig; die öffentlichen Plätze und Promenaden sind an Festtagen äußerst belebt und bevölkert, und vorzugsweise ladet das gegenüber liegende, prächtige Deutz mit seinen Gärten und Gasthöfen beständig zur Erheiterung und Erholung von den Mühen und Geschäften des Tages ein.

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Den 11. October zum ersten Male: „D Oskar.“ Lustspiel in drey Aufzügen, nach Scribe und Duveyrier, von Theodor Hell.

Da das heutige Stück vor kaum vierzehn Tagen in einem hiesigen Vorstadttheater zur Aufführung gekommen und in diesen Blättern bereits nach Verdienst besprochen worden ist, so kann ich mir die Erzählung des Inhaltesfüglich ersparen, da meinen Lesern wohl schwerlich mit einer Wiederholung des schon Einmal Gesagten gebient seyn möchte. Auch in Betreff meiner Ansicht habe ich diesmal wenig Neues darzubringen, da ich im Ganzen wie im Einzelnen, und im Lobe wie im Tadel mit dem Ausspruche des damaligen Berichterstatters vollkommen übereinstimme. — Das Stück ist ohne Zweifel unterhaltend, ergötzlich, amüfant, kurz Alles, was man von einem neu-französischen Salon-Lustspiele nur fordern und erwarten darf; das Talent Scribe's und seines diesmaligen Flügeladjutanten Duveyrier hat sich Einmal wieder von der brillantesten Seite bewährt, und in

der That, man muß die Unererschöpflichkeit der Erfindung und der Hülfsmittel bewundern, mit der hier ein an sich magerer Stoff immer neu gewendet und immer neu appretirt wird, so daß man die alten Bestandtheile und den ersten Schnitt gar nicht wieder herauskennt. Es gehört eine ganz eigene Geschicklichkeit dazu, einen ursprünglich schwachen Faden so kunstreich fortzuspinnen, daß er gleichsam unter den Händen erstarrt, und bis zu Ende aushält; diese Geschicklichkeit aber muß man den Franzosen ohne weiteres einräumen, und könnten wir Deutschen uns in allem Übrigen eben so leicht als in diesem Zugeständnisse der dramatischen Suprematie unserer Nachbarn fügen, so hätten wir freylich nichts Besseres zu thun, als unser Lustspielterrain geradezu den französischen Colonisten einzuräumen. Da nun das aber nicht geschehen darf und nicht geschehen wird, so lange wir Deutsche auch nur noch einen Schimmer deutscher Gesinnung bewahren, so bleibt uns, zur Emporbringung unseres Lustspieles, nichts anderes übrig, als daß wir den Franzosen das abzulernen suchen, was sie vor uns voraushaben. Ob sich diese Geschicklichkeit, diese dramatische Modellirkunst ablernen läßt, muß der Erfolg lehren; aber ich meine, dem ernstlichen, verständigen Willen wäre das Ziel nicht unerreichbar. — Daß übrigens das heutige Stück, unbeschadet seiner dramatischen Vorzüge, einen starken Nachgeschmack von Trivialität hinterläßt, wird wohl Niemanden entgehen, der den Gang der Handlung aufmerksam verfolgt hat. Allein Einwendungen der Art sind, schon ihrer nothgedrungenen ewigen Wiederkehr wegen, so unwillkommen, daß ich mich gar nicht weiter in Gefahr begeben und mich mit der bloßen Erwähnung begnügen will. Gegen den Strom schwimmen, dankt Einem heutzutage kein Mensch mehr. — Die Überschrift des Originals: „Oscar, ou le mari qui trompe sa femme“ ist wenigstens unaflectirt und natürlich. Im Übrigen ist die Übersetzung gewandt, frisch und lebendig.

Von der Aufführung kann ich nur mit dem größten Lobe sprechen. Die beyden Rollen der jungen Eheleute scheinen für das Fichtner'sche Paar wie eigens geschrieben, so natürlich wußten beyde sich in die ihnen angewiesenen Charaktere zu versetzen; beyden gebührt der Preis einer wirklich vortrefflichen, höchst unterhaltenden Darstellung. Auch Dlle. Neumann war als Kammerjungfer ungemein drolig und ergötzlich; ein wahres Prachteremplar einer Pariser Soubrette; das „Nichtzuvielthun“ muß als die eine, schöne Hälfte ihrer Darstellung hervorgehoben werden. Hr. Wilhelmi als Dufel malte mit kräftigen, stark wirkenden Farben, und Hr. Weber als Notar entsprach dem Bedarf seiner Aufgabe.

Notizenblatt.

Photographie. Sgr. Rondoni, ein italienischer Künstler, der sich gegenwärtig in Rom aufhält, und in der letztern Zeit anhaltende Studien in der Daguerreotypie gemacht hat, welche einem afrikanischen Baume gleicht, der auf diesem Aste köstliche Früchte, auf jenen auch schon wieder herrliche Blüten trägt; Sigr. Rondoni also hat es in dieser neuen Kunst, namentlich in der siderischen Photographie zu einer Stufe der Vollkommenheit gebracht, die Staunen erregt — wenn es sich anders bewährt, was von ihm geschrieben wird. Es soll ihm nemlich gelungen seyn, photographische Zeichnungen, die er selbst gemacht hat, auf Steine zu übertragen, und von diesen sonach Abdrücke in beliebiger Anzahl zu machen. Er soll auf diese Art eine Lithographie — des Nebelsteckens im Orion gedruckt haben!

Die Königin Victoria kann gegenwärtig mit noch größerer Wahrheit als Kaiser Carl V. ausrufen: „In meinem Reiche geht die Sonne nie unter,“ denn es wird fortwährend von derselben beschienen. Bligt der letzte Abendstrahl auf den Finnen von Quebeck, so glänzt der goldene Morgenstrahl schon drey Stunden lang auf Port Jackson in Neu-Holland; und während das Taggestirn hinter dem Superior-See niedertaucht, strahlt ihr schimmerndes Antlitz schon wieder am Ganges und auf Ceylon, ja eine geraume Weile früher schon im Hafen von Ningpo in China, wo die brittische Flagge weht. 28.

Neue Details über die Livervooler Feuerbrunst. Nachstehende Details über den zweyten Brand, welcher im laufenden Jahre eine Welt-handelsstadt heimgesucht, möge als noch unbekannter Nachtrag zu den bereits kundgegebenen Angaben über diese Katastrophe gelten. Die Feuerbrunst entstand in der Weinbrennerey eines Weinbündersfabrikanten. Dieser Mann hatte eine große Bestellung für die Antilleninsel St. Vincent erhalten, und ließ daher Tag und Nacht un-
ausgesetzt arbeiten. Der Kessel, worin die Beine, bevor sie in die Mühle kommen, des Leimes halber gefotten werden, blieb in später Nachtstunde unverzeihlicherweise bloß der Aufsicht eines Jungen überlassen, und durch irgend eine Veranlassung brach in dieser Siederey das Feuer aus. Der Anblick, den die lichterloh brennenden, in manchen Waarenhäusern 60 bis 70 Schuh hoch aufgestapelten Baumwollenberge (Burning Mountains of Cotton) darboten, wird von den Berichterstattern mit dem Schauspiel verglichen, welches Vulkane unmittelbar nach einer Eruption darbieten. Eine Bude, die obgleich mitten inne zwischen zwey andern gelegen, welche in Rauch aufgingen, seltsamerweise ganz unverfehrt blieb, war, wie sich alsbald auswies, mit Guano angefüllt, der in neuester Zeit so bekannt gewordenen und in Schwung gekommenen, aus peruanischen Seevögelunrath bestehenden Düngerart. 1.

Unvorsichtigkeit. In der Gemeinde Gelles nahm kürzlich ein Knabe von vierzehn Jahren die Flinte seines Vaters, um Vögel zu schießen. Er trat an eine Hecke des Gartens, zielte und schoss; doch kein Vogel fiel, sondern ein Kind von sechs Jahren, das hinter der Hecke stand und von dem jungen Nimrod nicht bemerkt worden war. 10.

Theater-Bulletin. Im zweyten Theater français wurde „L'héritage du mal,“ Drama in fünf Acten von dem kürzlich verstorbenen Camille Bernay, mit Achtung aufgenommen. Dasselbe verräth ein schönes, wenn auch noch nicht ausgegornes Talent und wurde gut gespielt.

Ebenda gefiel „Falstaff,“ Piece in drey Theilen, von den H. H. Mercice und Bacquerie, eine geschickte Bearbeitung der „lustigen Weiber von Windsor.“

Mlle. Taglioni tanzte am 24., 27. und 30. September in Padua; allein am dritten Tage erst erregte sie Enthusiasmus; früher war das Publicum unzufrieden, weil die berühmte Künstlerinn nur in Zwischenacten der Oper mitgewirkt hatte.

Im Apollo-Theater zu Venedig haben die Kinder Biarefi nun auch „L'Elisir d'amore“ mit vielem Beyfalle gegeben. Die dortigen Blätter bedauern die armen, kleinen Virtuosen wegen unverhältnißmäßiger Anstrengung ihrer jugendlichen Kräfte und nennen dieß eine Art von „Bethlehemitischem Kindermord“ — Ob wohl mit Unrecht? 13.